

Marc Reugebrink

SALZ

Querido, Amsterdam 2019

Seite 7 - 22

Aus dem Niederländischen von Birgit Erdmann

Warum, warum, warum? Warum musste es sein?
So fragte der Lebende in die Leere hinein, und die Tote
antwortete nicht, und auch sonst niemand.
Arno Geiger

ES WAR ANDRÉ MIT DEN HUNDEN

Es war Andre Mit Den Hunden, der uns zuerst vom Salzfund erzählte. Wir saßen an dem runden Eichentisch im De Burggraaf und warteten im Halbdunkel, das nun schon Wochen von früh bis spät über Lende hing, auf Licht. Die Felder waren sumpfig, die Wälder rundum triefen, die Straßen und Wege im weiten Umkreis waren Matsch und Schlamm. Alles war unpassierbar und es blieb uns nichts als De Bruggraaf mit seiner niedrigen Decke und seinem kupfernen Zapfhahn, nichts als Baruch, der uns schweigend nachschenkte, nichts als Anna, seine Tochter, die manchmal aus dem Stockdunkel der hinter der Bar gelegenen Küche mit einer Schürze voll dunkelroter Flecken und Streifen und mit ihren blaublassen molligen Armen zum Vorschein kam und ohne etwas zu sagen eine Schüssel Blutwurst oder saure Sülze mitten auf den Tisch stellte. Wie Wölfe fielen wir darüber her, wir tranken gierig unsere Gläser leer und sahen dann wieder durch das trübe Fenster dabei zu, wie eine Wolke die Kirchturmspitze einkreiste und schließlich verschlang. Der Nebel glich dem Reifrock einer Frau, die langsam in die Knie sinkt.

André hörten wir kommen. Natürlich hörten wir André kommen. In seinem Dunstkreis befand sich immer ein Rudel Hunde, bellend, jaulend, hechelnd und schnaufend, umeinander drehend, übereinander stürzend, ein Hund manchmal vor ihm her trabend, die meisten hinter ihm, wie verzaubert von einem Geruch, den nur sie riechen konnten und der nur für sie bedeutsam war. Wir hatten noch nie etwas an André gerochen, jedenfalls nichts anderes als den Körpergeruch eines ehrlichen und einfachen Mannes. Darin unterschieden wir uns nicht von ihm. Aber die Hunde liefen nicht uns hinterher, während er sich anscheinend nicht von ihnen befreien konnte. Selbst wenn er sich dazu setzte, liefen die Hunde vorm De Burggraaf hin und her, stellten die Pfoten auf die Fensterbank und blickten mit ihren dunklen glänzenden Augen durch das Fenster herein. Solange er drinnen saß, hörte das Jaulen nicht auf, sehr zu Baruchs Ärger und Annas Schrecken. Einmal wurde sie auf dem Weg zum Abort hinterm Haus von drei, vier Hunden eingekreist, von denen der eine sich mit seinen Vorderbeinen an ihr aufstellte; ein zweiter schlug seine Pfoten von hinten um ihre kräftigen Schenkel und

ritt langsam ihr Bein hinauf, während ein dritter seine Schnauze unter ihren Rock schob. Sie kam rot und verstört in die Schankstube zurück, eine graublond Haarsträhne hatte sich aus ihrem Dutt gelöst und hing ihr ins Gesicht. Sie stützte sich mit der Hand auf die Theke und keuchte. Ihr Rock war nass. Sie hatte es nicht zum Abort geschafft.

Seitdem hatte Baruch André strengstens verboten, sich jemals wieder mit seinen Hunden in die Nähe zu wagen. „Das sind nicht meine Hunde“, hatte er geantwortet.

„Ein Grund mehr, sie von hier fern zu halten“, hatte Baruch gebrummt.

Wir hörten ihn kommen. Er kam von der Pferdeweide, von der wir von hier aus nur den weiß gestrichenen Bretterzaun ausmachen konnten, ein Zaun, an dem wir diesen Sommer alle gearbeitet hatten, wir, unsere Frauen, unsere Kinder. Auf dem Feld wartete der Weizen, die Wiese musste dringend gemäht werden, doch wir fällten Bäume in den Wäldern von Schloss 't Raesfelt, aus denen wir Bretter in der Mühle am Buschbeek sägten, wir gruben Löcher und schlugen Pfähle ein und malten Brett für Brett mit Farbe aus großen Eimern weiß an; wir verwandelten die ehemalige Bleichwiese im Auftrag des Herrn Baron in eine Weide für seine Reitpferde. Diese Weide war der Sicht nun vollkommen entzogen. Die Pappeln, die unten am Rand des leicht abfallenden Felds am Bach entlang standen, waren vom Nebel verschlungen.

Und aus diesem Nebel tauchte André auf, André Mit Den Hunden. Anfangs war er nichts weiter als ein Wirbel im Nebel, ein amorpher Schemen, umgeben von anderen Schemen. Und hätten wir nicht durch das Gejaule und Gebell gewusst, dass dieser Schemen sich alsbald in die etwas gedrungene Gestalt Andrés materialisieren würde, vielleicht hätten einige unter uns, auch manche, die am Tisch saßen, in dem, was sich da in der verwirbelten Luft abspielte, die soundsovielte Bestätigung der Existenz von Geistern gesehen, die sich in unserem Landstrich, besonders bei diesem Wetter, den Menschen zeigten, um ihnen Teufliches anzutun: weiße Sylphen, die die Sterblichen in der Nacht, den frühen Morgenstunden oder so wie jetzt, im Zwielflicht eines Tages, der einfach kein Tag werden wollte, mit sich lockten, in den Tod oder Schlimmeres.

Doch es war André. Und irgendetwas stimmte nicht, hörten wir. Er rief etwas, etwas, das wir durch das Jaulen und Bellen seiner Hunde nicht richtig verstehen konnten. Während er Versuche unternahm, über den Zaun zu klettern, links und rechts

von einigen Hunden begleitet, gestikulierte er wild mit den Armen, so dass er um ein Haar das Gleichgewicht verloren hätte und zurück in das wolkende Grau hinter ihm zu fallen drohte. Aber er fing sich wieder, ergriff mit beiden Händen das Brett, auf dem er saß, das eine Bein auf unserer, das andere auf der anderen Seite, ein Bein, das er nun hochschwang, wie ein Reiter beim Absitzen. Und die ganze Zeit rief er etwas, etwas, wir verstanden es noch immer nicht. Wir sahen, wie André in großer Eile, die Eile, mit der er, seinem roten Kopf nach, zweifellos auch die Pferdeweide durchquert hatte, auf die Tür des De Burggraaf zustürmte. Diese flog mit einem Schlag auf, und sogleich drängten sich mehrere Hunde an André vorbei, in die Gaststube hinein, ein Stuhl fiel um, unser Tisch hob kurz ab und ein paar Gläser gingen auf dem Boden zu Bruch. Baruch fluchte. Aus der Küche tönte Geschrei und das Scheppern fallender Töpfe und Pfannen.

“André! Verdammt noch ...”

André stand nun keuchend im Türrahmen, breitbeinig, die Hände links und rechts über ihm am Türpfosten, den Kopf gesenkt. Wasser tropfte ihm von den Haaren und den verdreckten Kleidern und hinterließ auf dem noch am Morgen von Anna geschrubbten Boden dunkle Flecken. Der große, schwarze Hund mit dem rauen Fell und den martialischen Schnurrhaaren stand regungslos hinter ihm, ein hässliches und furchterregendes Tier, das einzige aus dem Rudel, das nicht hereingestürmt war, nicht in die Küche, wo sich der Rest der Meute über das hermachte, was auf dem Boden gelandet war, und wo Anna in einer Ecke ängstlich auf einem Stuhl stand und sich den Rock um die Beine schlang.

André hob nach einer Weile den Kopf, holte tief Luft und machte zwei schwankende Schritte auf unseren Tisch zu. Glas knirschte unter seinen Schuhen. Mit zitterndem Finger deutete er am großen Hund vorbei auf den wogenden Nebel hinter sich. Und mit einem Gesicht, das sowohl Angst als auch Abscheu ausdrückte, sagte er, flüsterte er fast: “Das Meer! Das Meer ist da!”

Keiner von uns hatte je das Meer gesehen. Wir wohnen dort, wo das Land an Höhe gewinnt, weitab der Küste, so weit, dass manche meinen, das Meer sei nur eine

Erfindung. In unmittelbarer Nähe gibt es bescheidene Hügel mit Namen wie Kuikenberg, Lendese Bult und Griefhorsterbelt. Und Het Hoog, der Hügel, auf dem Lende liegt, mit der Kirche und der Pastorenwohnung am höchsten Punkt. Der Buschbeek tritt manchmal, wenn es tagelang geregnet hat, über seine Ufer, dann geschieht es, dass der Weg am Bach und der untere Teil der früheren Bleichwiese überschwemmt werden. Pastor Tol hat uns einmal an einem grauen Tag wie diesem von einem endlosen Regen erzählt, von Wasser, das stieg und stieg. Und wir sahen es vor uns: wie der Bach breiter und breiter wurde, wie das Wasser an der Türschwelle des De Burggraaf leckte und kurz danach eindrang, erst eine kleine Lache, die träge über den Fließboden vorankroch, Staub und Schmutz vor sich her schiebend, doch höher und höher wurde, so dass es schien, als würden die Tische und Stühle, die Theke und auch wir langsam versinken, bis nichts mehr von uns übrig war. Wir schnappten nach Luft. Wir fuchtelten mit den Armen. Überall Wasser. Aber das Meer war es nicht.

Im Sommer schwebt hier Staub zwischen den Bäumen, und der Buschbeek ist nichts weiter als ein plätscherndes Bächlein. An heißen Tagen kommen die Mädchen ans Ufer, ziehen die Röcke hoch und schreiten dann vorsichtig ins Wasser, das ihnen bis zu den Knöcheln reicht, manchmal – in der Mitte – bis höchstens zu den Knien. Das Sonnenlicht spiegelt sich an der Oberfläche und zeichnet schillernde Flecken auf ihre Waden, Kniekehlen und auf die weichen Innenseiten ihrer Schenkel. Und wir sitzen im Schatten und reiben unsere Rücken an den Stämmen der Pappeln entlang des Bachs. Wir pusten die Fliegen aus unseren Bierkrügen, nehmen hastig einen Schluck und wischen uns mit Taschentüchern den Schweiß aus dem Nacken. Wir schauen schweigend zu. Die Luft ist staubtrocken und riecht nach Kiefern und süßem Mist. Ringsumher flimmert die Landschaft in der Sonne, und in der Ferne scheint sie sogar bis in den blassblauen Himmel aufzusteigen, als würde sich die Erde hoch oben auflösen. Aber kein Meer weit und breit.

André Mit Den Hunden ist jedoch seit Jahr und Tag felsenfest davon überzeugt, dass alles Land der Welt auf allen Wassern des Meeres treibt, dass sich unter unseren Hügeln und Wäldern, unter dem lockeren Sand und der schwarzen Erde, unter der Pferdeweide und Het Hoog, eine Wassermasse befindet, in der wir irgendwann

versinken werden. Er fürchtet die tiefen Löcher der entwurzelten Bäume im Wald nach einem Sturm. Er misstraut dem schwarzen Wasser des Mooreeses, der hinter Schloss 't Raesfelt zwischen hohen Eichen liegt. Wir wissen nicht, wie er auf diese Idee gekommen ist, vermuten aber, dass ihn Meister Harald von der Volksschule in der Kleine Putstraat hinter der Kirche auf diese falsche Fährte geführt hat. Denn von Meister Harald wissen wir alle, dass er mit seinem Wanderstock und der Botanisiertrommel durch Wälder und Felder zieht und manchmal mit mehr als nur Käfern und Pflanzen zurückkehrt. Er betritt leicht verschwitzt und verstaubt De Burggraaf, öffnet die längliche Blechdose, die er geschultert hat, und schüttet vorsichtig zwei, drei flache Steine auf den Tisch. Er nimmt sie zwischen Daumen und Zeigefinger, dreht sie kurz dicht vor den Augen, pustet etwas Staub weg und sagt: „Sandstein.“ Er legt die Steine mitten auf den Tisch und deutet. „Schaut“, sagt er. Wir beugen uns vor und schauen. Und wir sehen es deutlich, es ist unverkennbar: Auf dem Stein ist der Abdruck einer Muschel, manchmal sogar der einer Flosse oder eines Fischeschwanzes. Wir blicken ihn verwundert an. Wie ist so etwas möglich, fragen wir. „Früher war hier alles Meer“, behauptet er, nimmt den Stein vom Tisch und streicht liebevoll mit dem Daumen über den Abdruck. „Lange, lange her. Tausende Jahre, zehntausend, vielleicht hunderttausend Jahre.“ Dann schweigt er und betrachtet lächelnd den Stein in seiner Hand. „Bevor es Menschen gab.“

Wie lang tausend oder zehntausend geschweige denn hunderttausend Jahre dauern, wir wissen es nicht. Aber dass es irgendwann keine Menschen gegeben haben soll, erscheint uns höchst unwahrscheinlich. Pastor Tol hat Meister Harald schon einmal darauf angesprochen, auf diese Märchen. Dass Meister Harald den Menschen einen Floh ins Ohr setzt, ihnen einen höllischen Schrecken einjagt. „Er ist den Menschen ein Stachel im Fleisch“, sagt er. Und diesen Sonntag stimmte er in der Kirche einen Psalm an, während Freddy Broekink wie besessen auf die Pedalen des alten Harmoniums trat, um der abgenutzten Zimmerorgel doch noch etwas Klang zu entlocken. Pastor Tol singt nicht. Er bellt. Er kläfft. Er jault und knurrt. „Von Mutterleib die böse Art, gottlos und ganz verkehret“, kläfft er, „treibt Büberei zu jeder Fahrt, mit Lügen sie sich nähret, unrichtig gehn sie ihren Gang und stechen um sich wie ein Schlang, giftig mit großem

Wüten. Gleichwie die Otter stopfet zu, das Ohr für dem Beschwerer, damit er ihr kein Schaden tu.“ Wir blickten alle zu Meister Harald, der auf seinem üblichen Platz vorne links saß und so tat, als wäre nichts geschehen. Er studierte seine Fingernägel, die in dem schräg durchs bunte Kirchenfenster einfallenden Licht ungewöhnlich rosa aussahen. Er war der Lügner, er war die Otter. Hirngespinnste waren es: das Meer, die Erde ohne Menschen, nur Lug und Trug. „Und ich wette“, sagte später jemand an unserem Tisch im De Burggraaf, während Baruch hinter der Theke ein Glas in die Höhe hielt, um zu prüfen, ob es sauber war, „ich wette, er hat die Fische selbst in die Steine gekerbt. Mit einem Messer. Mit einem kleinen Meißel vielleicht. Einem krummen Nagel.“ Baruch hauchte das Glas an und wischte mit einem Leinentuch einen unsichtbaren Fleck fort.

Doch ob Betrug oder nicht, für André war seine größte Angst anscheinend wahr geworden, dass aus den Tiefen der Erde das Meer aufstieg. Er ließ sich langsam auf die Knie fallen und kroch nun auf Händen und Füßen auf die vor ihm hoch aufragende Theke zu, dem Bug eines gestrandeten Schiffes. Ein Ertrinkender, der an eine unbewohnte Insel gespült wurde. Hinter ihm schaute der schwarze Hund mit dem rauen Fell und dem martialischen Schnurrhaar reglos zu, während links und rechts von Andrés kriechender Gestalt die anderen Hunde aus der Küche zurückkehrten, in den Mäulern ihre Beute: ein gerupftes halbes Huhn, aufgefädelt Trockenwurst, ein weißdurchädertes Lendchen.

Met opmerkingen [1]:

Heinrich Schütz :
Psalmen Davids

Baron Jacob Unico Wilhelm van Rüdersdorf Helmstadt

Baron Jacob Unico Wilhelm van Rüdersdorf Helmstadt stand am Fenster des viereckigen Turms, den sein Urgroßvater Mitte des vergangenen Jahrhunderts an der nordwestlichen Seite von 't Raesfelt anbauen ließ, und sah nichts. Er trug einen karmesinroten Morgenrock, die Besätze mit Weinranken golden bestickt, über einem Norfolk Jackett aus braunem Wollstoff mit Leibriemen und abknöpfbarer Schlaufe, darunter eine lange braun, beige und blau karierte Hose aus schottischem Wollkörper – warm, jedenfalls gerade warm genug bei diesem barbarischen Wetter, und dank des Karomusters geeignet, die Matschspritzer zu kaschieren, die auf seiner Kleidung waren. Baron Jacob Unico Wilhelm van Rüdersdorf Helmstadt schauderte. Er näherte sich mit seinem Gesicht dem Fenster, als erwartete er, nun besser das sehen zu können, was ihm zu sehen gebührte: die Aussicht auf einen nicht allzu breiten Wassergraben, dahinter die Grasfläche und etwas weiter den Waldrand mit dem Aussichtsturm auf den hohen Pfählen, von dem aus leicht auf Rehe und Wildschweine geschossen werden konnte, wenn sie sich im Morgenrot am Waldesrand zeigten oder, aufgescheucht von Treibern im Schutze des Unterholzes, ins offene Feld flohen. Doch er sah nichts. Weil er so nah am Fenster stand, bemerkte er nicht einmal, dass er die Scheibe anhauchte und die Sicht sich trübte. Es gab keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem beschlagenen Teil der Scheibe und dem Grau da draußen. "Scheiße", murmelte er, wippte kurz auf und ab und sagte noch einmal: "Scheiße. Scheiße. Scheiße."

Nicht das Wetter störte ihn, diese Endlosigkeit der Wintertage in diesem so weit abgelegenen und vom wirklichen Leben abgeschiedenen Landstrich, auch wenn er das Grau oftmals verfluchte, wie auch die Kälte und den undurchdringlichen Nebel, der, wie jetzt, manchmal tagelang hängenblieb und ein Hinausgehen nahezu unmöglich machte. Auch nicht die Ergebenheit der örtlichen Bevölkerung, die sich in dieser Jahreszeit meist in der stickigen Kneipe bei der neuen Pferdeweide zusammenscharte und nur unter Zwang dazu zu bewegen war, auf seinem Landgut kleinere notwendige Arbeiten zu verrichten: das klappernde Schloss an einer der Stalltüren, das zum Teil eingefallene Reetdach eines Heuschobers, der verstopfte Düker, der den Buschbeek mit dem

Schlossgraben verband. Als Landdrost hatte er so seine Rechte und konnte für Tätigkeiten, die dem allgemeinen Belang dienten, Arbeiter anfordern. Dazu gehörte nicht der Zaun, den er diesen Sommer hatte zimmern lassen, das wusste er nur allzu gut. Selbst seine Frau, Baroness Agnes Christina Helmstadt van Uitganck, die aus einer Familie stammte, in der man es mit den Rechten der Arbeiter und Bediensteten nicht so genau nahm, hatte genörgelt. So hatte es ihn auch vor ein paar Tagen Mühe gekostet, jemanden zu finden, der bereit gewesen wäre, hier an der Nordwestseite von 't Raesfelt einen Brunnen zu graben. Er hatte Arend, seinen Stallknecht, Gärtner, Mädchen für alles, den Auftrag gegeben, im Dorf einige stämmige Männer anzuwerben, um diese Kleinigkeit zu erledigen, "notfalls gegen Bezahlung".

Stille trat ein, als Arend die Tür zum De Burggraaf aufstieß. Drinnen, im Halbdunkel, leuchteten elf, zwölf Augenpaare, sie starrten ihn misstrauisch an. Jeder schien in seiner Bewegung eingefroren zu sein: Baruch hinter dem Schanktisch, der gerade im Begriff gewesen war, ein Glas Bier zu zapfen, schräg hinter ihm seine dicke Tochter, erstarrt auf dem Weg in die Küche, mit ihrem glänzenden Gesicht, als würde sie immerzu schwitzen. Am runden Tisch saßen Herman Herrigers und Gerrit Paulsma, die beide am Fuße des Griefhorsterbelt wohnten, Pietje Werdink und Gait Keuning, der eine vom halb verfallenen Bauernhof am Dorfrand direkt auf der anderen Seite von Het Hoog, der andere vom gegenüberliegenden Ufer des Buschbeek in Richtung des 't Raesfelder Bos. Und auch Juul von der Wassermühle war da, und Warmmsma, der Schmied, und Bleikers, der gerade eines der steinharten Brote abgeliefert hatte, die er täglich in seiner kleinen Bäckerei auf dem Kirchplatz für ganz Lende backte, Brote, von denen jeder Lendener wusste, dass man sie erst in Milch oder Bier einweichen musste, wollte man sich nicht die Zähne ausbeißen.

Arend tat anfangs so, als würde ihm die feindselige Stimmung nicht auffallen. Alle wussten, was er hier wollte. Er klopfte seinen Mackintosh ab, der ein wenig nach Ammoniak roch, und nahm seine Schiebermütze vom Kopf, die er ein paar Mal gegen seinen Oberschenkel schlug. Baruch brummte. Die Tropfen flogen umher. Einige trafen Keuning, der der Tür am nächsten saß. Er rührte sich nicht. Arend räusperte sich.

"Nein", sagte Herrigers, noch bevor Arend den Mund auftun konnte. "Nein."

“Nicht umsonst”, sagte Arend.

“Wievie!?”, wollte Herrigers wissen.

“Fünfzehn.”

Baruch pfiﬀ durch die Zähne.

“Fünfzehn je Mann.”

“Pro Tag?”, fragte Herrigers.

“Für die Aufgabe. Dauert keinen Tag.”

“Fünfzehn für die Aufgabe?”

Arend nickte. “Graben”, sagte er, “einen Brunnen graben. Ein Wasserloch. Das dauert keinen Tag. Ich brauche zwei Mann.”

“Es regnet”, sagte Werdink. Wieder nickte Arend.

“Es wird nebeln”, sagte Juul, mehr als allgemeine Mitteilung und nicht als Beitrag zur laufenden Verhandlung. Fast gleichzeitig blickten alle durch das Fenster zur Pferdeweide, wo der Regen auf dem flacheren Teil bereits einige Pfützen bildete.

“Reichlich Wasser da”, grinste Paulsma.

“Fünfzehn ist gut bezahlt”, sagte Arend.

“Fünfzehn ist gut bezahlt”, nickte Herrigers.

“Morgen. Punkt acht”, sagte Arend.

“Ich mach´s für zwanzig.”

Irgendjemand schnappte hörbar nach Luft. Ein anderer tickte mit dem Fingernagel gegen ein Glas. Arend senkte den Kopf und biss sich auf die Unterlippe. Er betrachtete die nassen Stellen um seine matschigen Stiefel und schüttelte kurz den Kopf. Dann setzte er seine Kappe wieder auf, sah Baruch an, nickte ihm fast unmerklich zu und drehte sich zur Tür, ohne noch irgendjemanden am Tisch eines Blickes zu würdigen.

“Zwanzig ... Mann, Mann, Mann”, murmelte Werdink. “Den sehen wir nicht wieder.” Er zeichnete mit dem Finger einen Kreis auf die raue Tischplatte. “Zwanzig ...”

“Wenn du dich eilst, kannst du ihn noch einholen”, sagte Herrigers und sah Werdink scharf an. Doch Werdink rührte sich nicht. Nicht ein bisschen. In der Ferne,

auf der anderen Seite der Weide, hinter den Pappeln und dem beständig fallenden Regen, bellten ein paar Hunde.